

# Wiederhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 45.

Mittwoch, 22. Februar

1928.

(8. Fortsetzung.)

## Das Fornitpulver.

Von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Professor Fornner setzte sich. Fischer fragte ihn:

"Sie beschäftigen sich, Herr Professor, mit der Zusammensetzung eines neuen Sprengpulvers. Wie uns bekannt ist, wurde vor einigen Monaten in Bern der Versuch gemacht, das Rezept dieses Pulvers durch einen Einbruch zu entwenden. — Wir haben des weiteren die Beweise in Händen, daß die gleichen Täter, beziehungsweise der Haupttäter, auch heute wieder am Werk ist, sich durch einen zweiten Diebstahl die Zusammensetzung des Pulvers zu verschaffen. Zwar sind von uns bereits umfassende Maßnahmen zum Schutz Ihres Eigentums getroffen worden, ich wollte Ihnen aber dennoch den guten Rat geben, Ihre Proben, Rezepte und so weiter so zu verwahren, daß sie Ihnen nicht so leicht entwendet werden können."

Fornner hatte Fischer lächelnd ausreden lassen.

"Herr Kommissar", sagte er nun, "Ich danke Ihnen für Ihren Eifer. Ich habe Sie nicht unterbrechen wollen, obgleich Sie mir nichts mehr Neues sagten. Ihre Informationen betreffs des bereits in Bern versuchten und jetzt anscheinend von neuem beabsichtigten Diebstahls können Sie natürlich nur von den Schweizer Behörden empfangen haben. Die Schweizer Polizei hat es aber außerdem doch für tunlich erachtet, die Person des mutmaßlichen Täters noch durch einen ihrer Detektivs beobachten zu lassen und mit diesen Herrn für die Dauer meines hiesigen Aufenthalts zur Verfügung zu stellen. Der Beamte, ein Herr Doktor Brunner aus Zürich, ist gestern angekommen und hat sich bereits heute früh in aller Frühe bei mir gemeldet — —"

"Krach — —!" Luz war so plötzlich von seinem Stuhl aufgesprungen, daß dieser polternd zu Boden fiel.

Uns anderen war der Schreck und das Staunen über diese Wendung der Dinge auch deutlich genug anzusehen, so daß sich Fornner unterbrach und etwas bestremdet sagte:

"Als Sie mich vorhin telephonisch hierherriesen, nahm ich als selbstverständlich an, daß Sie von dieser Maßnahme der Schweizer Polizei unterrichtet seien. Es scheint aber nicht so zu sein."

"Herr Professor", sagte Fischer sehr ernst, "Sie sind einem Riesenjäger zum Opfer gefallen. Herr Kommissar Brunner aus Zürich steht hier. — Die Person, welche sich als Brunner bei Ihnen eingeführt hat, ist der gleiche Dieb oder ein Helfershelfer, der Sie in Bern schon einmal zu bestehlen versucht."

Nun war es an Fornner, erstaunt zu sein. "Aber, meine Herren", sagte er unsicher, "Der Herr hat sich aufs beste legitimiert, nicht nur durch Papiere der Polizeidirektion, sondern auch noch durch eine Emaillemarke der Kriminalpolizei des Kantons Zürich."

"Die er mir gestern gestohlen hat", fiel Brunner ein. "Herr Professor, Sie haben in dem Pseudodetektiv den Bock zum Gärtner gemacht." — Und nun erzählte er Fornner in großen Umrissen sein geistiges Abenteuer und schloß mit der Befürchtung, daß die Polizei wohl auch diesesmal wieder zu spät kommen würde, denn in der Zeit, in der Fornner vom Hause abwesend war, stände Herming die ganze Wohnung offen.

"Meine zeitweilige Abwesenheit dürfte einem Dieb doch nicht allzuviel Nutzen bringen", sagte Fornner, "denn ich bin nämlich so klug, nichts herumliegen zu lassen. Meine Rezepte sind überhaupt nicht in der Wohnung selbst untergebracht und die Fornitproben befinden sich in einem schweren, eingemauerten Stahl gewölbe, das jeder Gewaltanstrengung widersteht. Außerdem ist mein Diener in der Wohnung."

"Wie hat sich denn das Auftreten Hermings bei Ihnen heute morgen abgespielt?" fragte Fischer.

"Gegen acht Uhr, ich war schon in meinem Laboratorium beschäftigt, Klingelte es. Gleich darauf meldete mein Diener, daß mich ein Herr, der sich Doktor Brunner aus Zürich nannte, zu sprechen wünsche. Ich schloß meine auf dem Tisch stehenden Versuche zuerst vorsichtig ein und ging dann in den Salon hinüber. Dort wartete der Herr auf mich, legitimierte sich, wie schon vorhin gesagt, als Kommissar und teilte mir im Anschluß daran mit, daß er von der Zürcher Polizeidirektion zu meinem Schuh eigens nach Frankfurt gesandt worden sei, denn es sei der Schweizer Polizei bekannt geworden, daß ein großzügig angelegter Plan, mich von neuem zu bestehlen, in Ausführung sei. — Ich war natürlich nicht wenig erschrocken, und da die Sache immerhin sehr glaubhaft klang und der Herr einen äußerst ruhigen und vertrauerweckenden Eindruck auf mich machte, so zweifelte ich natürlich keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Worte und zeigte ihm auf seinen Wunsch auch den Stahlkoffer, wo ich die Pulverproben aufbewahrte. Gleich darauf klingelte das Telefon. Der Pseudodetektiv stand neben mir, als Sie mich aufforderten, zur Polizei zu kommen. Er bestärkte mich noch in meiner Absicht, Ihrem Wunsche so schnell wie möglich Folge zu leisten, denn der Kommissar Fischer, der am Telefon sei, wäre der Leiter der hiesigen Abteilung sieben, übrigens ein persönlicher, guter Bekannter von ihm, und der Zweck seines telefonischen Anrufs sei höchstwahrscheinlich, ihn, Doktor Brunner, auch durch die Frankfurter Polizei zu legitimieren und beglaubigen. Er empfahl mir dann, wie schon erwähnt, mich so schnell wie möglich auf die Beine zu machen, denn möglicherweise habe die hiesige Polizei noch Einzelheiten in dem geplanten Diebstahl erfahren, die ihm noch nicht bekannt seien. — Daraufhin machte ich mich natürlich sofort auf den Weg."

"Himmeldonnerwetter!" fluchte nun Fischer los. "Da sitzen wir wieder mal schön in der Tinte. Während hier besprochen wird, wie diesem Halunken, diesem Herming, endlich mal das Handwerk gelegt werden kann, sorge ich in meiner Dummheit noch selbst dafür, daß Sie, Herr Professor, aus Ihrer Wohnung entfernt werden und der Kerl ungestört das Haus ausplündern kann."

"Wie sah denn mein Stellvertreter aus?" fragte Brunner.

"Gut gekleidet", antwortete Fornner, "nicht mehr jung, vielleicht Ende der Vierzig, nicht groß, untersetzt, aber muskulös, besonders seine kräftigen Hände fielen mir auf. Richtige Hände zum Zusagen, dachte ich, wie sie ein Detektiv haben muß — —"

"Über ein Schlosser, der Schwachs aus Stahl aufnaden kann", fiel Fischer ein. "Meine Herren", fuhr er fort, "das Schwachs nützt nichts, der Beschreibung nach kann der famose Detektiv nicht Herming selbst sein, daher ist Hoffnung vorhanden, daß wir noch nicht zu spät kommen. Wir müssen sofort nach Ihrer Wohnung fahren, Herr Professor. — Luk! — Ja, Donnerwetter, wo steht der denn?"

Luk war verschwunden.

Fischer ging mit schnellen Schritten zur Tür, die er aufriß.

"Muschal!" rief er ins Vorzimmer, "ist Herr Doktor Luk draußen bei Ihnen?"

"Nein, Herr Kommissar, Herr Doktor Luk ist schon vor ungefähr zwanzig Minuten in aller Eile fortgegangen."

Fischer schloß hastig die Tür zu, gleich trat ein Beamter vom Nebenzimmer ein.

"Herr Kommissar", meldete er, "Sie werden am Telephon verlangt."

Mit dem Beamten, der Fischer respektvoll die Tür öffnete, verließ der Kommissar eiligst das Bureau. Wir anderen warteten schweigend auf seine Rückkehr. Nach wenigen Minuten kam er zurück. Ernst Falten lagen auf seiner Stirn.

"Wachtmeister Muschal!" rief er in den Vorraum hinaus, "packen Sie Ihr Handwerkszeug zusammen, und lassen Sie sofort an dem Bahnhofplatz nach einem Auto telephonieren, Sie und Werner begleiten mich. — Herr Professor", sagte er dann in ernstem Ton zu Forchner, "wir kommen schon zu spät. — Soeben hat mir Doktor Luk telephoniert. — Bleiben Sie ruhig. — Ihr Tresor ist aufgesprengt worden, — Ihr Diener Christian — ermordet."

Forchner prallte einen Schritt zurück und sah mit beiden Händen nach seinem Kopf.

"Und der Mörder? — ?" stammelte er.

Fischer zuckte die Achseln. "Auf alle Fälle müssen wir sofort an den Tatort. — Herr Doktor Kochitz, kommen Sie, bitte, mit, auch Sie, Herr Doktor Brunner, begleiten uns, wenn ich bitten darf."

Muschal war diskret eingetreten, hinter ihm erschien der Kriminalschuhmann Werner, in der rechten Hand einen Holzkasten tragend, der handlich mit einem Tragriemen zum Transportieren versehen war.

"Ist das Auto schon da?" fragte Fischer.

"Ist wohl inzwischen gekommen, Herr Kommissar."

"Dann vorwärts, meine Herren!" Er nahm seinen Hut und Mantel auf und schritt schnell zur Tür. Wir anderen folgten.

Vor dem Präsidium stand wartend die bestellte Autodrosche.

Fischer gab das Ziel an. Werner setzte sich mit seinem Kasten zum Chauffeur, wir anderen verteilten uns im Wagen.

Keiner sprach während der Fahrt.

Das Auto fuhr in gemessenem Tempo die Hohenzollernstraße hinunter und durchquerte den belebten Bahnhofplatz; dann hatte es freie Fahrt und sauste durch die Scharnhorststraße über die Wilhelmsbrücke nach Sachsenhausen.

Wenige Minuten später hielt der Wagen ratternd und fauchend am Ziel.

Ein Schuhmann in Uniform, der vor dem Haus Posto gefaßt hatte, öffnete den Schlag und schnauzte einige Müßiggänger, die sich neugierig an das Auto drängten, barsch an, die Straße freizugeben.

Höchstwahrscheinlich hatte das etwas ungewohnte längere Verweilen eines Schuhmanns in der stillen Straße, sowie die Ankunft des Autos den Leuten verraten, daß irgend etwas passiert sein müsse, denn über zwei Dutzend Menschen, deren Zahl noch zusehends wuchs, darunter ein Drittel Kinder, standen um das Haus gruppiert und fragten sich gegenseitig, was denn eigentlich los sei.

Im Hauseingang trat uns Luk barhäuptig entgegen.

"Zu spät", sagte er nur, "Herming ist uns wieder einmal entwichkt."

Schweigend stiegen wir hinter Luk die Treppe zum ersten Stock empor.

Der Raum war mit der Wohrräume, Schlafzimmer, sowie das Laboratorium.  
Das Erdgeschoß stand leer, im ersten Stock befanden sich die Wohrräume, Schlafzimmer, sowie das Laboratorium.  
Dahin gingen wir zuerst.  
Oben angelangt, klopfte Luk eine Tür auf und ließ Forchner zuerst eintreten.  
In einem Gemisch von Schrecken, Erwartung und Neugierde drängten wir anderen nach.

Luk trat mit schnellen Schritten nach der der Tür gegenüberliegenden Wand.

"Hier", sagte er, "haben wir die Bescherung."

Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein in die Wand eingebauter, schwerer Eisenschrank, dessen wichtige, massive Tür weit aufstand. Papiere, die sich in dem Schrank befunden haben mochten, lagen teils auf dem Fußboden zerstreut umher, teils besanden sie sich auch noch durcheinander gewühlt in den verschiedenen Fächern des Schrankes.

Eine Glasflasche lag in Scherben auf dem Boden. Sie mußte eine nach Schwefel riechende, stark ätzende Flüssigkeit enthalten haben, denn der Teppich war an der Bruchstelle der Flasche angezogen.

Und nun beim Nähertreten entdeckte ich noch mehr.

Halb durch die am Boden liegenden Schriftstücke, halb durch die Tür des Tresors verdeckt, lag die Gestalt eines Mannes am Boden.

Brunner drückte die Tür etwas bei, wodurch der anscheinend leblos am Boden Liegende deutlich sichtbar wurde.

Es konnte kein Zweifel bestehen, der Mann war tot.

Aus einer klaffenden Wunde am Kopf, die den ganzen Schädel deformiert hatte, waren Blut und Teile des Gehirns herausgequollen und hatten den Teppich dunkelbraunrot gefärbt.

Forchner war inzwischen wie geistesabwesend an den Tresor getreten, nahm schwiegend, beinahe apathisch, bald dies, bald jenes der Papiere in die Hand und sank dann schwerfällig auf einen Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)

## So ist das Spiel.

Von Karl Ferdinand Rudolph.

"Es bleibt dir nichts anderes übrig. Du mußt den Kampf aufgeben. Er ist zum Spiel auf Leben und Tod zwischen uns geworden. Einer von uns verliert ihn. Und dieser eine bist diesmal du. Ich bin der Stärkere von uns beiden."

James Rothwell antwortet nicht. Er tritt an das Fenster seiner Office. Er berechnet noch einmal: "Ich habe die Zwischenfälle für fünf Millionen Vorzugsaktien der Controlled Company in meiner Hand. Am Liquidations-tage verlange ich deren Auslieferung. Kommt es dazu, muß die Gegenpartei zusammentreten. Meine Rechnung stimmt. Ich irre mich nicht." Er wendet sich zu seinem Jugendfreund. "Du irrst dich, Edward, nicht ich muß den Kampf aufgeben, sondern du. Der Stärkere bin ich."

Edward Grattam starrt ihn an. Das der dort Tausende fremder Christen durch seine falsche Spekulation ruinieren wird, interessiert ihn nicht. Aber, daß er es sein soll, der ihn, den Mittäufler in unschönen gewagten Geschäften, zu Fall bringen soll, bringt ihn fast aus der Fassung. Seine Stimme ist heiser vor Erregung: "Bei unserer Jugendfreundschaft, James — "

Die kleine goldene Uhr auf dem Schreibtisch schlägt zwölftmal helle an.

Rothwell nimmt seine Handschuhe. "Fährst du mit zur Börse?"

"Ja."

Die beiden Jugendfreunde, die im Kampf um dasselbe unsolide Geschäft Todende sein müssen, fahren zusammen auf den Kamptplatz. Sie sitzen nebeneinander und berechnen, wie der eine den anderen heute zur Strecke bringen wird.

Die Börse erlebt einen ihrer größten und schrecklichsten Tage. Die Entscheidungsschlacht über die Controlled Oilfields Company schwängert die weite Halle mit brutalem Grauen. Jeder fühlt das nahende Unheil. Niemand wagt laut zu reden. Aller Nerven sind gespannt bis zum Zerreissen.

Die beiden ebenbürtigen Gegner stehen einander gegenüber. Auge in Auge. Um sie herum ihre Anhänger. Atemlos. Es geht um Sein oder Nichtsein bei diesem Spiel — um

Durch  
das ganze  
in Bewegung  
umgewandert, in  
den dorg  
aufstellen  
für Entwicklu  
Organisatio  
machen mu  
und erließ  
der Gegenw  
haben den  
eine Anhän  
wülfischen S  
das politisch  
Schärfen un  
nument in  
Dabei nach  
lungen, um  
zeit nicht  
seinen Zeit  
offen, aber  
Jugend aufm  
aus irgend  
danie einer  
lebt nicht  
anderen Ge  
der Werks  
berufen, die  
gebräucht ha  
leidet nur  
zurückgewor  
halten, denn  
Stallens au  
nennen: Deut  
der Brüder G  
Bauhafen an

einen Abenteurer auf dem Monoskopie der Kurse hat ver  
stricken lassen. Aber jeder steht unter dem Bann der zwei  
Riesenenergien, die hier miteinander ringen.

Rothwell überdenkt bei der Kursschlacht ganz klar: die  
Quellen, um deren ungeheueres Altienkapital er den Ent  
scheidungskampf mit Grattam führt, sind nichts als Specu  
lationsobjekt einer höchst fragwürdigen Gesellschaft. Zum  
Teil existieren sie nicht einmal. Aber der Gedanke daran  
stört ihn nicht. Seit drei Jahren führt er den Kampf. Er  
glaubt zu wissen, daß die große Standard Oil Company sich  
neuerdings für jene Altien interessiert. Und so hat er ge  
kauft, so viel er konnte, um den Kurs in die Höhe zu  
treiben. Er will in die Verwaltung hinein. Seine Aktion  
ist auf dem Höhepunkt. „Ich kann alles, was ich will.“ So  
ist er durch sein abenteuerliches Leben gegangen. Und der  
Erfolg hat ihm immer wieder recht gegeben. So wird es  
ihm auch heute gelingen, den Erfolg an sich zu reißen.

Die Kurse steigen und steigen. Rücksichtslos kämpft er.  
Wenn er siegt, werden dort drüben Taulende ruiniert. Er  
liest das Grauen in den Augen der Gegenvartei. Gut so,  
dem Grauen soll heute noch die Verzweiflung folgen. Ohne  
sie anzusehen, fühlt er, wie sich das Entseken in seine An  
hänger tritt. Ihm ist es recht. So wissen sie, daß er heute  
das größte Abenteuer seines Lebens durchschlägt.

Weicht denn dieser Grattam noch nicht? Kann er noch  
immer die gesuchten Altien liefern?

Edward Grattam wird nicht einen Augenblick unruhig.  
Seine Ausdauer und sein Glück besiegt selbst der Jugend  
freund nicht. Was noch niemand ahnt, weiß er bereits.  
Rothwell ist verloren. Mit brutalster Rücksichtslosigkeit  
zwingt er ihn, immer neue, ungeheure Beträge flüssig zu  
machen. Und mit jedem neuen Hunderttausend, das Roth  
well zum Ankauf braucht, geht er tiefer ins Verderben. Als  
Rothwells Manlo 750 000 Pfund beträgt, ist die Börzen  
schlacht entschieden.

Grattam ist Sieger. Mit der Niederlage James Roth  
wells stürzen Tausende in die Tiefe, deren Siegesicherer  
Ratgeber er bis heute gewesen. Das Entseken, das seine  
Niederlage auslößt, lädt selbst die Sieger. Wie eine  
Riesenpinne kriecht das Grauen aus der geschlossenen Börse  
hinaus über Stadt und Land.

Rothwell steht auf der breiten Steintreppe und wartet  
auf sein Auto.

Grattam tritt zu ihm. „James, du siehst, meine War  
nung an dich war richtig! So ist das Spiel!“

„Ja, Edward, so ist das Spiel“, antwortet Rothwell und  
gibt dem Jugendfreund, der ihn ruiniert, die Hand.

„Nach Foxhill“, weist er den Chauffeur an. Er sieht  
nicht die Verzweiflung in den Augen der durch ihn zugrunde  
Gerichteten, hört nicht ihre Flüche. Sein Geldätsch-sinn  
arbeitet schon wieder. Gibt es noch eine Chance zur  
Rettung? Er sieht auf die Uhr. Bis morgen mittag sind  
es noch 23½ Stunden. Schon jetzt hat seine Niederlage eine  
Panik an der Börse hervorgerufen. Was geschieht morgen,  
wenn er bis 12 Uhr die 750 000 Pfund nicht zahlen kann?  
Als er die Börsenhalle verließ, hörte er von einem Trust  
sprechen, den Börsenmitglieder bilden wollten, um die Krise  
abzuwenden, die sein Sturz nach sich ziehen müsste. Gest noch —  
besieg — ist er eine Macht. Hinter ihm stehen als Ver  
bündete die Verzweiflung und das Grauen derer, die er  
ruiniert hat, steht der rechnende Blick der Geldwelt. Einer  
ihrer Fürsten ist er gewesen. Stützt er, hilft mit ihm  
weiter mehr, als die heutige verlorene Schlacht an den Bettel  
stab gebracht. Sie alle werden jetzt sieberhaft arbeiten, um  
ihm bis morgen mittag die fehlenden Summen zu ver  
schaffen. Das Glück ist eine Dirne. Heute ist sie seinem  
Freund Grattam willsfährig, weil eine Laune des Schicksals  
sie in seine Arme warf, morgen wird sie reuig zu ihm zurück  
kehren, wenn er dem Schicksal beweisen, daß er noch heute  
alles kann, was er will. „Aber kannst du auch bis morgen  
750 000 Pfund Sterling beschaffen?“ Seine Augen starren  
ihn aus dem kleinen Spiegel im Innern des Wagens an.

Das Auto hält vor dem Herrenhaus. Es ist würdig  
eines Fürsten der Börse mit seiner Rampe, dem großen  
Park mit seinen weiten Rasenläufen, den Blumengärten,  
seinen Springbrunnen, seinem Tiergarten und allem, was  
Geld schaffen kann.

„Wann befiehlt Mr. Rothwell für morgen früh das  
Auto?“ fragt der Chauffeur.

Rothwell hört nicht. Er sieht auf seine Uhr. Nach  
21 Stunden! „Kein Telephon?“ fragt er den Kammerdiener.

„Bis jetzt nicht.“

Der Chauffeur sieht dem Herrn verwundert nach, der,  
ohne ihm geantwortet zu haben, die Marmortreppe empor  
steigt. Der alte Kammerdiener kennt keinen Herrn. Wenn  
der so viel in Gedanken ist, durcharbeitet er wieder ein

Dann will er anderwohl Urlaub machen und er kann  
Urlaub für das Hauspersonal zu bitten. In der kleinen  
Stadt jenseits des Flusses ist ein Zirkus. Dorthin möchten  
die Leute gern gehen.

Rothwell sieht ihn groß an. Es ist gut. Er soll die  
Leute beurlauben. Er soll auch selbst hingehen und sich den  
Zirkus ansehen.

Er startt dem Kammerdiener nach. Ist das Leben ein Toll  
haus? Während sein Gehirn mit dem Schicksal ringt, seine  
Niederlage in einen Sieg umzuwandeln, während er auf  
die Telephonanrufe wartet, die ihm die Bereitstellung der  
750 000 Pfund ankündigen sollen, Klingt das Wort „Zirkus“  
an sein Ohr. Und er sieht auf das Bild, das er stets mit  
Stola gezeigt. Es stellt James Rothwell als Maurer  
gelehrten in einer kleinen Provinzstadt dar. Damals hat er  
sein erstes Finanzgeschäft gemacht. Ohne die geringsten  
Mittel hatte er den in dem Städtchen bankrott gegangenen  
Zirkus gekauft und sofort mit gutem Gewinn weiter  
verkauft. Von dem Tage an datiert sein Glück. Über Box  
kämpfe, Baumwollspinnereien, mit denen er ganze Städte  
ruinierte, Rennställe, Theater, Kinos und Börsengeschäfte  
jeder Art ist er bis zum Fürsten der Hochfinanz empor  
gestiegen, der selbst den Kampf mit dem Schaklanzer nicht  
schonte.

Und heute? Hente läßt ihn das Schicksal auf den retten  
den Telephonanruf warten. Heute lastet hier drückendes  
Schweigen. Und von den Wänden räumen die Erlauerungen  
eines Lebens, wie es nur die abenteuerlichste Phantasie  
erinnern konnte. Da hängen die Bilder der Frauen, die  
sein Leben verschönzt, der Pferde, die auf allen Rennplätzen  
der Welt Siege für ihn errungen, der Bahnenlämpje, der  
Bärenhessen durch Bluthunde, mit denen er seinen Freunden  
hier die Stunden vertrieben, um sie sich für seine wag  
halstaat Geschäfte hörig zu halten.

Es dunkelt. Es wird Abend, wird Nacht, kein Tele  
phonanruf tönt die unheimliche Stille. Die Uhr tickt un  
aushaltksam, unaufhaltsam.

Da ist dem großen Abenteurer, als ob ihm eine hämische  
Stimme aus der Stille zispielt: „Kannst du wirklich alles,  
was du willst, James Rothwell?“ Und noch einmal über  
kommt ihn die brutale Rücksichtslosigkeit, die ihn sein Leben  
über Leichen zum Erfolg führen ließ. Jawohl, er kann  
alles, was er will. Auch sterben kann er, wenn er es will.  
Die 750 000 Pfund sind nicht geschafft! Jetzt ist es zehn Uhr  
nachts. Er wartet nicht länger. Jetzt bestimmt er den  
großen Zusammenbruch, den sein Tod nach sich ziehen muß.

Um nicht gestört zu werden, stellt er das Telefon ab.  
Seiner Frau, die seit Jahren von ihm getrennt lebt, und  
einem seiner Freunde teilt er seinen Tod mit. Mit einem  
Lachen des Hohnes will er sterben. Er setzt sich in den  
Klubstuhl vor den Telephonisch. Er nimmt lachend das  
Gest. Da raschelt es im Telephon. Das Lachen wird zum  
entsetzten Fragen in den gebrochenen Augen des Toten.

So findet ihn sein Kammerdiener. Entsetzt fährt er den  
Hebel des Telehons. Er will den Arzt anrufen.

Da tönt eine ferne Stimme: „Endlich! Seit zehn  
Minuten läute ich vergeblich bei Ihnen an. Mr. Rothwell  
dort?“

„Hier sein Kammerdiener.“

„Melden Sie Ihrem Herrn sofort, 750 000 Pfund  
Sterling liegen für ihn bereit.“

„Mr. Rothwell ist tot.“

---

## Was sich die Neger erzählen.

Mitgeteilt von Ostar Klein (Berlin).

Wie wohl alle Völker der Erde, haben auch die  
Schwarzen ihre Volksmärchen, die aber ganz anders geartet  
sind als unsere. Denn der Sinn für das Ethische ist dem  
von der Natur überaus praktischen Neger veragt, und so  
laufen auch seine Erzählungen meist auf einen praktischen  
Gewinn hinaus, sei es auch nur eine handvoll Erdnüsse. Bei  
den Negern behält meist der Svitzbube die Oberhand, er  
kann seinen Raub behalten und versteht es zudem noch,  
einen Unschuldigen für sich bühen zu lassen!

So überredet Gisu, die Spinne, die auf einem fremden  
Feld Erdnüsse stiehlt, dabei ertappt, gefangen und an einen  
Baum gebunden wird, die Späne, sie loszubinden und sich  
selbst an den Baum fesseln zu lassen. In einer anderen  
Tierfabel wird Solanni, der Hase, von dem Löwen in seinem  
Hause abgejagt und soll nun dafür von dem erzürnten Tier  
fürs gehängt werden. Da sagt er, man möge ihn nicht mit  
einem Strick in Berührung bringen, weil das dem Löwen  
großes Unheil bringen würde, wie ihm ein Wahrsager

probiert habe, sondern, wenn man ihn töten möchte, ihn lieber ins Wasser werfen. Der Löwe tut das auch; der Hase schwimmt natürlich geradlinig fort und entkommt dem Galgen. Als er ein andermal wieder für seine Scheitementreiche gestötet werden soll und die Tiere ihm die Wahl seiner Todesstrafe freistellen, da bittet er, unter die Füße des Elefanten geworfen und von diesem vertreten zu werden. Schon wollen die Tiere seinem Wunsche nachgeben, aber der Elefant warnt sie und sagt: „Wenn das für den Hasen ein schlimmer Tod wäre, so würde er ihn sicher nicht wählen, dafür ist er viel zu schlau, werkt ihn dafür lieber in das nasse Gras.“ Die Tiere folgten diesem Ratschlag, der Hase wird zur Strafe seiner Sünden in das nasse Gras geworfen und läuft natürlich hohnlachend davon.

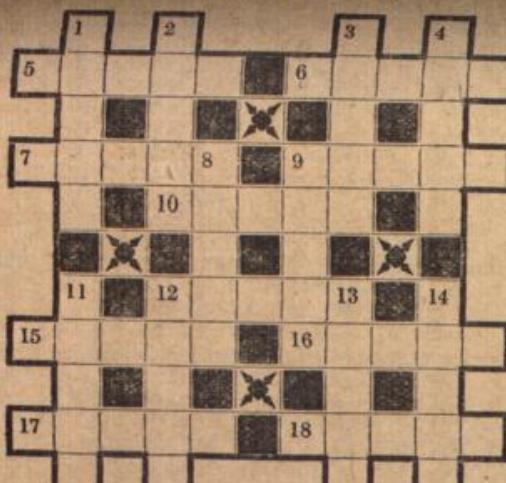
An unsere Fabel von dem Fuchs und den sauren Trauben erinnert die Geschichte, wie der Schakal einst eine Siege verfolgte. Sie entkommt ihm aber, springt durch ein Holzgitter in den Hof und ist gerettet. Der Schakal besteht in blinder Hoffnung zu schnappt aber vorbei und beißt in eine Holzlatte. Er merkt es sofort und sagt laut und verächtlich: „Wui, ist dieses Ziegenbein dürr und mager, nein, diese Siege mag ich nicht fressen.“

Über ein wahrhaft salomonisches Urteil berichtet eine Geschichte der Nupe-Neger. Der Kranich und das Perlhuhn gingen einmal zusammen in die Stadt, und der Kranich wußte es so einzurichten, daß ihm das Perlhuhn sein Gefäß den ganzen langen Weg hindurch nachtrug, natürlich auf dem Kopf, wie dort ja üblich. Nach einer tagelangen Reise angekommen, wollte der Kranich sein Gefäß zurücknehmen und sagte: „So, jetzt gib mir meine Sachen wieder.“ — „Deine Sachen!“ sagte das Perlhuhn scheinbar erstaunt, „das sind doch meine Sachen, und ich habe sie den ganzen Weg getragen.“ Da sie sich nicht einzigen konnten, gingen beide zum Richter, trugen ihm ihre Sache vor, und jeder behauptete, die Sachen gehörten ihm. Da sagte der Richter: „Gut, nehmt beide die Mützen ab.“ Da zeigte es sich, daß das Perlhuhn vom Tragen einen ganz sahlen Kopf bekommen hatte, während der Kranich langes schönes Haar aufwies. Der Richter sagte: „Die Sachen gehören dem Perlhuhn, es hat sie den ganzen Weg über getragen und davon einen ganz sahlen Kopf bekommen, während der Kranich, der los und ledig gegangen ist, sein schönes langes Haar behalten hat.“emand aus Freundschaft oder auf sein Bitten hin einen Dienst zu erwiesen, ohne einen materiellen Gewinn dafür zu erwischen, erscheint dem Neger eben einfach undenkbar, und daher urteilt der Richter aus der Sachlage heraus nur gerecht.

In einem anderen Märchen finden wir Anklänge an Andersens „Vom großen und kleinen Klaus“. Bei den Manden-Negern wird ein König von einem Burschen, den er wiederholt töten lassen wollte, beschwichtigt, mit seiner ganzen Familie ins Wasser zu springen, weil dort unten große Herden, Schäke und Sklaven aufbewahrt würden. Der König läßt sich darauf hin mit seiner ganzen Familie ins Wasser werfen, alle ertrinken natürlich, und der Bursche wird König.

Schließlich sei noch der Geschichte von Kallondji, dem Lügner, gedacht, die ein Vorbild der Ironie darstellt. Kallondji, der fremd in ein Dorf kommt, erbietet sich, den eben gestorbenen Sohn des Häuptlings wieder vom Tode zu erwecken, wofür er reich belohnt werden soll. Auch die anderen Bauern bitten ihn, ihre Toten wieder zu erwecken, was er gleichfalls verspricht. Er läßt sich für seine Bemühungen im voraus bezahlen. Dann befiehlt er, eine Grube zu graben, den toten Häuptlingssohn hineinzulegen, legt sich mit ihm in die Grube und läßt eine grobe Decke über sich und den Toten breiten. Dann spricht er einige Worte in die Erde und ruft dann nach oben: „Das ist aber sehr dumm!“ — „Was ist dum?“ fragt ihn der Dorfgewaltige, der mit allen Leuten das Grab umringt. Nun sagt der listige Kallondji: „Hier ist der Geist deines verstorbenen älteren Bruders, der vor dir das Dorf regiert hat. Er verlangt, daß ich ihn gleichfalls vom Tode erweise, und zwar zuerst, denn er als der Ältere kann das verlangen.“ Der Häuptling hat aber durchaus keine Lust, seinen Bruder wieder lebendig vor sich zu sehen. Er fürchtet, ihm die Herrschaft über das Dorf wieder abtreten zu müssen, und sagt Kallondji, er solle seinen Bruder ruhig liegen lassen und nur seinen Sohn auferwerden. Kallondji erklärt aber, er könne nur entweder alle, und zwar den gestorbenen Bruder zuerst, oder gar keinen auferwerden. Da verzichtet der Häuptling lieber auf die Auferstehung seines Sohnes und gibt Kallondji noch Geld, Herden und Sklaven, damit er nur schnellstens das Dorf verlässe. Auch hier also trägt der Schelm den Sieg davon, im Gegensatz zu unseren Märchen, in denen fast immer die Tugend den Sieg davon trägt.

## Kreuzworträtsel.



**Senkrecht:** 1. Künstlicher Wasserweg. 2. Bezwinger Goliaths. 3. Flußräuber. 4. Salatpflanze. 8. Lettländische Hafenstadt. 9. Kopfsbedeckung. 11. Aussätzige Krankheit. 12. Goldgewicht. 13. Muse. 14. Männlicher Vorname. — **Waagerecht:** 5. Asiatisches Inselreich. 6. Römischer Kaiser. 7. Plumpes amerikanisches Urwaldtier. 9. Gesichtslarve. 10. Erster Dienstantritt. 12. Raubtiergattung. 15. Teil des Fahrrads. 16. Hülsenfrucht. 17. Heftiger Sturm. 18. Geographisches Kartenwerk.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 39:  
**Waagerecht:** 1. Bar. 3. Gas. 5. Antenne. 9. De. 11. Besen. 13. Va. 15. Do. 16. Ehe. 17. Rat. 18. Fond. 19. Kant. 20. Arm. 25. Arier. 27. Ve. 29. Lateran. 30. Met. 31. Ale. — **Senkrecht:** 1. Bad. 2. Ra. 3. Ge. 4. Sem. 6. Tee. 7. Esse. 8. Neu. 10. Elefant. 12. Pottwal. 14. Ahorn. 15. Dante. 17. Ras. 21. Gote. 22. Aist. 23. Ger. 24. Arm. 26. Ra. 28. Ehe.

## Welt u. Wissen

\* Ein merkwürdiger Sammelsport: das Verbrechen. Eine so merkwürdige Anziehungskraft das Verbrechen auch auf die Phantasie besitzt, so werden doch nur wenige daran denken, sich mit den düsteren und schaurigen Erinnerungen an begangene Untaten zu umgeben. Man überläßt die Sammlung von Verbrecher-Reliquien den Kriminalmuseen und den Kuriositätskabinettten. Jedoch hat es immer Sammler gegeben, die für diese „Nachtseiten des Daseins“ ein reges Interesse an den Tag legten, und solche merkwürdige Käufer sind besonders in England nicht selten. Ein Sammler solcher „Criminalia“ plaudert von seinem Steckenvord. „Personliche Reliquien von Verbrechern“, schreibt er, „werden zwar in großer Zahl angeboten, sind aber in den seltsamsten Fällen echt. Immerhin ist es manchem leidenschaftlichen Sammler gelungen, eine stattliche Anzahl von Mordwerkzeugen und anderen Erinnerungen zusammenzubringen, deren Herkunft dokumentarisch belegt ist. Es gibt auch Teller, Gläser und Töpfe, die Inschriften und Bilder enthalten, die sich auf Verbrechen beziehen; das meiste auf diesem Gebiet aber gehört der Literatur an. Bücher über Verbrechen sind zahllos, und wer diesen Ausschnitt des Schrifttums sammelt, kann sich auf einem weiten Gebiet betätigen. Aber auch hier sind die begehrtesten Sachen selten. Die „liegenden Blätter“ und andere kleine Druckschriften, die Bänkelsängerlieder, die von „Moritaten“ erzählen, sind früher viel zu wenig beachtet worden, als daß man sie aufgehoben hätte. Diese auf schlechtem Papier schlecht gedruckten Büchlein wurden geradezu zerlesen, und es ist z. B. heute überaus schwierig, Exemplare von jenen Pfennigheften zu erhalten, die die Geschichte von Jack dem Aufschlüssler ausschlachteten. Dabei sind manche dieser Kolportagegeschichten in Millionenauflagen verbreitet worden. Für ein solch schmieriges Heftchen, das ein paar Penny kostete, muß man heute ein Pfund und mehr anlegen. Ebenso sind Ankündigungen von Hinrichtungen, Steckbriefe und Ähnliches sehr selten. Einer der gesuchtesten Steckbriefe, für den sehr hohe Summen gezahlt werden, ist der nach dem Mörder Leftron von 1881. Dieser Verbrecher war der erste, dessen Bildnis zugleich mit dem Steckbrief in der Presse veröffentlicht wurde.“